

## Rudaba Badakhshi

### Ossi-Migrantin

Ich habe mich lange Zeit als Ossi-Migrantin bezeichnet. Seit ungefähr 25 Jahren arbeite ich hauptberuflich und im zivilgesellschaftlichen Engagement für die Interessen von Migrantinnen und Migranten. Ich bin Ansprechpartnerin in Fragen von Teilhabe, Antidiskriminierung, transkultureller Kommunikation und fest davon überzeugt, dass Netzwerkarbeit unbedingt zum Empowerment von Menschen beiträgt. Ossi-Migrantin sagte ich ganz bewusst, es war mein Wort, das sich an die Mehrheitsgesellschaft richtet und ausdrückt: Ihr differenziert zu wenig. Ihr habt keine Ahnung, was im Osten passiert ist. Die ostdeutsche Migrationsgeschichte ist eine andere als die westdeutsche. Viele Erfahrungen decken sich ganz und gar nicht mit jenen, die in Düsseldorf, Köln oder Hamburg und Westberlin gemacht wurden. Mehr als 30 Jahre nach Mauerfall und Wiedervereinigung ist es längst fällig, diese Zäsuren aus „ossi“-migrantischer Perspektive zu erzählen.

### Ankunft als Diplomatenkind

Zu DDR-Zeiten waren Migration und Migrantinnen keine Begriffe für uns, wir waren Ausländer. Im Winter 1985 sind meine Familie und ich von Kabul aus nach Ostberlin gekommen – meine Mutter Jamila Badakhshi, meine drei Brüder und ich. Meine Mutter war alleinerziehend, da mein Vater früh verstarb. In diesem Winter war ich elf Jahre und wir landeten in Schönefeld. Überall waren Lichter, das ist meine erste Erinnerung. Der Flughafen Schönefeld ist wahrscheinlich ein gemeinsamer Erinnerungsort vieler Ausländer, die damals in die DDR kamen. Meine Mutter arbeitete in Afghanistan als Ökonomin in einer leitenden Position im Handelsministerium und wurde von dort als diplomatische Vertretung und Handelsattaché an die afghanische Botschaft in Ost-Berlin bestellt.

Aus heutiger Sicht bin ich als privilegierte Tochter einer Diplomatin auf einem sehr geplanten und sicheren Weg in Schönefeld gelandet. Es wäre vermessen, würde ich meine Erfahrungen mit den Migrationserfahrungen von zum Beispiel geflüchteten Frauen und Mädchen der 1990er Jahre vergleichen wollen. Ich möchte einfach die Differenz, die Differenzierung benennen: Migration ist nicht gleich Migration. Es ist sehr entscheidend, zu welcher Zeit man diese Erfahrung macht, auf welchem Weg und mit welchen Menschen. Und vor allem, unter welchen rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen sie durchlebt wird.

Aber damals war das kein Thema für mich. Ich war elf und sehr aufgeregt, in die Deutsche Demokratische Republik zu kommen – in ein sogenanntes sozialistisches Bruderland. Mein Bruder besuchte damals in Kabul die sehr angesehene Amani-Schule oder „deutsche Schule“, in der auch Lehrer aus Deutschland unterrichteten. Er lernte Deutsch und deshalb spielte diese Sprache in unserer Familie eine gewisse, wenn auch kleine Rolle. Wir haben zu Hause aus Spaß mit deutschen Wörtern um uns geworfen. Es war deshalb kein Schock für mich, zum ersten Mal Deutsch in der DDR zu hören, auch wenn ich die Sprache noch nicht konnte. In Ostberlin gab es verschiedene Stadtteile, in denen das diplomatische Personal aus sehr vielen Ländern vorrangig untergebracht war. Ich vermute, eine freie Wohnortwahl gab

es nicht. Das war insofern nicht tragisch, weil die Wohnungen alle in Ordnung waren. Wir landeten in Pankow. Dort gab es ein Viertel, in dem sehr viele Diplomaten und Diplomaten mit ihren Familien gelebt haben, aber auch sehr viele andere Menschen, die international lebten und arbeiteten. Das hat mein Bild von Ausländern geprägt, nicht das heute eher dominierende Bild von Vertragsarbeiterinnen in der DDR. Pankow war migrantisch sehr gemischt und das prägte unser Leben.

In Berlin besuchte ich schon kurz nach unserer Ankunft eine Schule für ausländische Kinder. In diese Schule gingen alle Kinder, die erst noch Deutsch lernen mussten, bevor sie eingeschult wurden. Vom Winter bis zum Sommer war ich dort. Zwar konnte ich dann immer noch nicht richtig Deutsch, aber zum Herbst wurden wir regulär, entsprechend den Klassen, die wir verlassen hatten, eingeschult. Da ich in Kabul sehr früh mit dem Schulbesuch begann, hatte ich mit elf Jahren bereits die siebte Klasse abgeschlossen und kam nun im Herbst 1986 als 12-Jährige in die achte Klasse der Polytechnischen Oberschule in der Thulestraße in Pankow.

### **Erste Jahre in Pankow**

Als Heranwachsende habe ich keine Ausgrenzung wahrgenommen. Heute würde ich sagen, das ist doch passiert, nur habe ich das als Kind weder gesehen noch hätte ich es einordnen können. Das ist ja oft der Fall. Ich hatte eine sehr schöne Schulzeit, die für mich sehr einprägsam war. In die Klasse wurde ich herzlich aufgenommen und wir haben bis zum Abschluss der 10. Klasse gemeinsam gelernt. In dieser Zeit habe ich wichtige Freundschaften geschlossen, die bis heute mein Zugehörigkeitsgefühl zu Berlin, zu dieser Schule ausmachen. Noch heute treffe ich liebe Freundinnen aus jener Zeit, haben sich mit den Jahren auch familiäre Bindungen ergeben. Inzwischen haben wir verschiedentlich Klassentreffen organisiert, zu denen viele Ehemalige gekommen sind. Die Schule ist somit noch immer Teil meines Lebens und ich verbinde positive Erinnerungen daran.

Nach drei Jahren Aufenthalt als Diplomatin in der DDR hätte meine Mutter eigentlich in ein anderes Land versetzt werden sollen – dieser turnusmäßige Wechsel war gewissermaßen das Schicksal von Diplomatenfamilien. Doch sie meinte, ihre Kinder seien hier inzwischen so gut angekommen, dass wir als Familie in der DDR bleiben sollten. Als ausgebildete Ökonomin erhielt sie eine Arbeitsstelle an der Universität Jena. Wir Kinder fanden das gut, wollten aber nicht aus Berlin weg. Jena galt damals nicht als angesagter Ort und in Pankow fühlten wir uns einfach wohl. Hier spielte sich unser Alltag ab. Nach der Schule hatten wir immer Besuch. Eine Freundin, eine Tante oder einfach Leute aus der Nachbarschaft – irgendwer war immer da, weshalb ich oft mehrmals am Nachmittag einkaufen musste. Noch mehr als das Häusliche prägte unseren Alltag, dass sich in unserem Viertel sehr viel auf der Straße abspielte. Hier fand das öffentliche Leben statt und die Kinder und Jugendlichen bewegten sich viel mehr auf den Spiel- und Sportplätzen, als das heute der Fall ist. Vielleicht war damals die Identifikation mit dem eigenen Wohnviertel stärker, zumindest fühlten wir uns zugehörig und als etwas Gemeinsames. Wir kamen von den Philippinen, aus Indonesien, Jemen, Afghanistan, Iran, Türkei, Algerien, Chile und aus den europäischen Ländern sowieso. Wenn ich jetzt zurückdenke, kann ich nur sagen „Wahnsinn“, die Welt war in Pankow. Am Ende war es dann so, dass meine zwei älteren Brüder, die inzwischen Abitur gemacht hatten und studieren wollten, in Berlin bleiben durften. Ich zog mit meiner Mutter und dem

jüngeren Bruder nach Jena, was meine Ostsozialisation noch einmal auf andere Art geprägt hat.

## **Wendejahre in Jena**

In Jena kam ich dann im September 1989 auf die Erweiterte Oberschule, um in zwei Jahren das Abitur zu machen. In das Klassenkollektiv, damals der übliche Ausdruck für eine Klasse, lebte ich mich schnell und gut ein, verstand mich mit den Lehrerinnen und Lehrern und fand Freundinnen und Freunde. In dieser Zeit fiel die Mauer und wurden die beiden deutschen Staaten wiedervereint. Ich glaube, ich habe erst tagsüber in der Schule von der Öffnung der Mauer gehört. Diesen emotionalen Moment, den damals wahrscheinlich sehr viele Ostdeutsche empfanden, habe ich nicht gespürt. Wir waren Diplomatenkinder, die jederzeit in den Westen konnten; die ostdeutsche Sehnsucht nach Reisefreiheit war uns verständlich, doch wir teilten sie nicht.

Interessanterweise bin ich während unserer Berliner Jahre nur zwei- oder dreimal in Westberlin gewesen. Wenn man weiß, dass es die Reisemöglichkeit gibt, nutzt man sie wohl weniger, denn die Möglichkeit bleibt ja erhalten. Welche Auswirkungen der Mauerfall haben würde, war mir damals nicht klar. Es waren einfach unruhige Zeiten. Mit der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 begann für uns als Ausländer eine Phase der Unsicherheit. Die Frage, die sich wohl alle Ausländerinnen im Osten stellten, war: Was wird aus uns? Was wird aus dem Arbeitsaufenthalt, was aus dem Studienaufenthalt oder eben, was wird aus dem diplomatischen Aufenthalt? Natürlich, wir waren privilegiert, aber das Damoklesschwert hing über uns. Bei meiner Mutter führte diese Unsicherheit zu einer Panikreaktion. Mitten im zwölften Schuljahr und vor dem Abitur nahm sie mich von der Schule und verließ mit mir und meinem jüngeren Bruder fluchtartig das Land. Für eine Weile lebten wir bei meinem Onkel in Paris. Eine Rückkehr nach Kabul stellte definitiv keine Option für meine Mutter dar. Irgendwie wendete sich alles zum Guten und wir kehrten von Paris nach Jena zurück. Dort legte ich im Sommer 1991 mein Abitur ab. Während meine Familie nach Berlin zurückging, blieb ich in Jena und begann an der Friedrich-Schiller-Universität ein Studium. Ich studierte regulär und legte im Magisterstudiengang mit dem Hauptfach Kunstgeschichte und den Nebenfächern Romanistik und Archäologie meine Zwischenprüfung ab.

In diesen Wendejahren '89, '90, '91 begann ich mich zu politisieren. Einerseits habe ich das große Ganze dieser Wendezeit damals wohl nicht richtig verstanden. Auf einmal gab es meine DDR nicht mehr, war das System einfach weg. Andererseits begann ich mich mit Aspekten von Ausländerin-Sein zu beschäftigen. Das Eine-Welt-Haus in Jena entstand im Sommer 1990. Hier lernte ich eine interessante Gruppe von Menschen kennen. Wir machten einander auf Themen aufmerksam und führten sehr viele gute Diskussionen. Die Menschen hatten Bezüge zu lateinamerikanischen, vielen afrikanischen, asiatischen Ländern. Ein solches Umfeld kannte ich aus meiner Schule nicht. Hier waren wir fast immer die einzigen Ausländerinnen und Ausländer. Das Eine-Welt-Haus hingegen eröffnete mir eine neue Welt, die mich in meinem Engagement bis heute prägt. Wir haben thematische Abende veranstaltet und zum Beispiel mit Amnesty International zusammengearbeitet. Dass der Menschenrechtsgedanke als Grundlage jeglicher Arbeit in der Bildung und sozialen Arbeit gilt, hat sich mir hierüber sehr eingeprägt. Und natürlich, dass wir immer wieder aufs Neue

um Menschen- und Frauenrechte weltweit kämpfen müssen. Diese Themen beschäftigen mich bis heute.

### **Leipziger Aufbrüche**

Nach meiner Zwischenprüfung ging ich mit einem Erasmus-Stipendium für ein Semester nach Lyon. Danach studierte ich weiter in Berlin, um meinen Magister abzuschließen. Doch lernte ich in dieser Zeit meinen Mann kennen, der allerdings in Dresden lebte. Wir entschieden uns, einen neuen gemeinsamen Ort zu suchen und dieser wurde dann Leipzig. Hier habe ich 1997 meinen Magister erlangt. Bereits in Lyon war mir klargeworden, dass ich komplett das Falsche studiere. Von heute aus betrachtet habe ich ganz klassisch europäische Kunstgeschichte studiert, ich hatte aber gar keinen Bezug zu dieser Geschichte. So zog ich das Studium in Leipzig einfach durch, um einen Abschluss zu haben und habe nie in diesem Bereich gearbeitet.

Doch gründete ich in dieser Zeit meinen ersten Verein. Er hieß OXUSS e. V. und war ein deutsch-afghanischer Akademikerinnen-Verein. Wir haben an der Universität und mit der städtischen Gesellschaft in Leipzig Lesungen, Musik, Kunst und Kultur präsentiert und es ist uns tatsächlich gelungen, die afghanischen Studentinnen in Leipzig untereinander zu vernetzen. Das waren meine ersten Schritte ins Vereinsleben, ins professionellere zivilgesellschaftliche Engagement.

Mit der Gründung von ZEOK, dem Zentrum für Europäische und Orientalische Kultur (ZEOK) e. V., im Jahr 2004, begann meine eigentliche Berufsbiographie. In den 1990er Jahren waren es die sogenannten Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die gerade auch im kulturellen Bereich wichtige Instrumente darstellten, um die Zivilgesellschaft zumindest zeitweise zu stärken. Auf diese Weise kam ich nach dem Studium zu meiner ersten Stelle. Ich habe mich dann sehr schnell auf die bildungspolitische und transkulturelle Bildungsarbeit konzentriert. Es galt, einfach zu schauen, mit welchen Ansätzen wurde gearbeitet, was kann ich davon umsetzen. Meine ersten Konzeptionen habe ich im Grunde als One-Woman-Show im ZEOK-Büro aus dem Boden gestampft. Hieraus hat sich später meine aktive Referentinnen- und Trainerinnentätigkeit entwickelt. Ich bin auf die Schulen und Kindertagesstätten in den Leipziger Stadtteilen zugegangen, in denen die meisten Migrantinnen und Migranten lebten und habe meine Projekte umgesetzt. Hier habe ich die ganzen Bereiche von sichtbarer und unsichtbarer Diskriminierung, von Rassismus und Benachteiligung erfahren. Aber eben auch das Bemühen der meisten Einrichtungen, vieles richtig machen. Heute arbeitet ZEOK e. V., dessen Vorstandsvorsitzende ich bin, unter anderem als eine von drei Organisationen im Kompetenznetzwerk Islam- und Muslimfeindlichkeit im Bundesprogramm „Demokratie leben“.

### **Diskriminierungsfrage**

Was und wie deute ich aus dem Heute die Vergangenheit? Was fällt mir überhaupt ein? Was verdrängt das Gehirn, was nicht? Natürlich ließen sich aus dem Heute Momente festmachen. Sicherlich gab es institutionalisierte Diskriminierung in der DDR. Aber damals habe ich das so nicht gesehen. Vielleicht habe ich es ignoriert oder inzwischen vergessen oder es ist einfach

nichts passiert – ich habe keine Erinnerungen daran. Aber es gab Rassismus. Denn wir hörten von Überfällen an Haltestellen, von Baseballschlägern und Tötungsdelikten. In anderen Gegenden muss also Schlimmes geschehen sein. Aber es war überhaupt nicht unsere Welt. Diskriminierung oder Rassismus haben mich nicht geprägt und konnten mich deshalb zum Glück nicht verletzen.

Aber was mir und meinem Bruder sehr, sehr bewusst war, war, dass wir neben ein paar europäischen die einzigen nicht-europäischen Ausländer und Ausländerinnen an der Schule waren. Die aus Europa wurden aber nicht, so wie heute auch, als solche gesehen. Mein Bruder und ich waren die Menschen, die von der Mehrheit anders aufgenommen und wahrgenommen wurden. Wir mussten neugierige Fragen beantworten und Erklärungen für eine Welt liefern, die allerdings auch nicht unsere war. Als Kind hat man das hingenommen und nicht weiter darüber nachgedacht. Es war einfach ein diffuses Gefühl des Fremd-Seins. Zudem war ich über meine Schulfreundinnen, die ich bei ihnen zu Hause besuchte, regelmäßiger Gast in deren Familien und wurde zu allen Familienfeiern eingeladen. Das hat sehr selbstverständlich stattgefunden und diese Freundschaften haben mich getragen. Mir ging es einfach gut. Andererseits wussten die ausländischen Diplomatinen und Studenten, dass sie eine Sondergruppe innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft waren und das stärkte ihren Zusammenhalt. Natürlich pflegten sie Freundschaften zu Ostdeutschen, aber bei kulturellen Festen oder religiösen Feiertagen blieben viele doch unter sich.

Wir hatten zu Hause sehr selten Besuch von Deutschen. Es fand anders herum statt. Ich besuchte meine deutschen Freunde und Freundinnen und ich glaube, das taten die anderen aus unserem Viertel genauso. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass wir unsichtbar sein wollten oder sein sollten – ich weiß es nicht. Zumindest haben wir uns in Ostberlin in sehr begrenzten Räumen bewegt. Wir sind nicht viel aus Pankow rausgekommen oder waren in solchen Stadtteilen unterwegs, wo es ebenfalls einen hohen Ausländeranteil gab. Wir hätten ja zum Beispiel zum Müggelsee fahren können. Geld und Zeit waren vorhanden. Aber es war nicht üblich, das machte man nicht. Rückblickend würde ich sagen, dass unsere Lebenswelten von denen der Mehrheit separiert waren, so, als ob es da unsichtbare Mauern gegeben hätte. Für mich persönlich galt das nicht. Mit meinen deutschen Freunden bewegte ich mich ganz normal in deren Lebenswelten. Aber für die meisten? Ich glaube nicht. Ich glaube, viele von uns fanden das nicht in Ordnung. Dabei gab es gar keine offiziellen Verbote. Wahrscheinlich waren es unausgesprochene soziale und gesellschaftliche Codes, die Ausländerinnen und Ausländer von der Mehrheit trennten. Hier könnte es Überschneidungen mit den Erfahrungen der Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter geben. Im Grunde ist der Vergleich unzulässig, aber vielleicht bilden diese Mauern, mal sichtbarer und mal unsichtbar, eine Gemeinsamkeit von ausländischen Gruppen in der DDR.

## **Heimat**

Zwar bezeichnete ich mich bewusst als Ossi-Migrantin, doch mit Heimat hat das gar nichts zu tun. Heimat ist kein Wort, keine Kategorie, das ich spreche, mit der ich arbeite. Natürlich habe ich mich mit diesem Begriff auf mehreren Ebenen auseinandergesetzt und weiß, dass jede und jeder etwas anderes damit verbindet. Es gibt keinen einheitlichen Zugang zu dem Begriff und er wird immer dynamisch und veränderbar sein. Für mich ist Heimat keine Kategorie, sie ist irrelevant. Da, wo meine Familie oder meine Kinder sind, da, wo ich bin und mich wohlfühle – das ist mein Zuhause. Zuhause-Sein ist für mich wesentlich griffiger als der

Heimat-Begriff. Der Westen ist nicht meine Welt und wird es auch nicht werden. Denn ich bin dort nicht aufgewachsen und habe mich bewusst entschieden, hier im Osten, in Leipzig, zu bleiben. Mit Ossi-Migrantin meinte ich, wir haben als Migrantinnen und Migranten unsere eigene ostdeutsche Geschichte. Das ist weder besonders politisch oder gar emanzipatorisch gemeint, sondern bezeichnet tatsächliche Unterschiede. Diese Unterschiede müssen gesehen, erforscht, erzählt und dürfen nicht vergessen werden.